

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuecke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 40

Sonntag, den 29. August 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 29. August: Joh. Enth. Adelpus. Montag, 30. August: Rosa v. Lima. Dienstag, 31. August: Raimund. Mittwoch, 1. September: Regidius. Donnerstag, 2. September: Maxima. Freitag, 3. September: Mansuetus. Samstag, 4. September: Rosalia.

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 6, 24—33.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird sich dem einen unterwerfen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge ein Elle zusehen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden.

*

Mitten unter die Völker der Erde wirft der Herr das wichtige Wort: Niemand kann zwei Herren dienen. Es ist inhaltlich das selbe wie jenes, da die Posaunen des Sinai das Volk um den Berg riefen und aus der Wolke das Wort kam: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Als der Herr diese Worte sprach, da „rauchte der ganze Berg Sinai, darum weil der Herr im Feuer darauf herabkam, und es stieg Rauch von ihm auf wie von einem Ofen; und der ganze Berg war fürchterlich“ (2. Mos. 19, 18.) Das Wort vom heutigen Evangelium spricht der Herr aus dem Ofen der Schlacht, und der Donner der Geschütze, das Krachen der verstandenen Festungsmauern und der einschlagenden Geschosse geben ihre gewaltige Musik dazu. Wohl dem Volke, das dieses Herrenwort versteht und verstehen will, und das sich abwendet von den Werken, die zur Sklaverei führen. Die Epistel aus der heutigen Sonntagsmesse zählt diese Werke auf, die sie „Werke des Fleisches“ nennt: „Unzucht, Sinnlichkeit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Janz, Neid, Born, Hader, Uneinigkeit, Neberei, Mißgunst, Totschlag, Böllerei, Schwelgerei und was dergleichen ist.“ Wer aber dem Herrn in Treue dient, auf den häufen sich die Güter des Glückes, für den ist Gott der gütige Vater seiner Kinder, der allzeit besorgte Landesfürst, der nur darauf sinnt, seinen Untertanen die Güter des Friedens teilhaftig zu machen. Und nun führt der Heiland vier Gründe an, die die göttliche Vorsehung beweisen. Erster Grund: Gott hat unsern Leib erschaffen, er wird also auch für die Erhaltung des Leibes sorgen. Zweiter Grund: Gott sorgt für die Vögel, also doch wohl auch für die Menschen, die doch wertvoller sind. Dritter Grund: Mit den vielen Sorgen für unsere leiblichen Bedürfnisse können wir unser Leben nicht verlängern. Diese Sorgen sind also unnütz. Vierter Grund: Gott sorgt sogar für die Lilien, um wieviel mehr für die Menschen. Zuletzt erinnert der Heiland daran, daß die übermäßige Bekümmernis um die leiblichen Bedürfnisse heidnisch und eines Christen ganz und gar unwürdig sei. Zum Schluß zieht der Heiland seine Belehrung in das herrliche Wort zusammen: Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles dreingegeben werden.

Keine Lehre des Christentums fand und findet auch jetzt noch so heftigen Widerspruch wie die Lehre, daß Gott alles auf Erden ordnet und leitet und den Menschen nur Gutes erweist. Man verweist auf die vielen Uebel und Unglücksfälle und fragt: Wie kann Gott, der doch unendlich gütig sein will, solches zulassen? Demgegenüber muß aber immer wieder festgehalten werden, daß die Lehre von der göttlichen Vorsehung in der heiligen Schrift an unzähligen Stellen begründet ist, daß ferner die scheinbaren Widersprüche mit Gottes Güte im Leben der einzelnen Menschen wie ganzer Völker sich lösen lassen, wenn man erwägt, daß vieles scheinbar Ungereimte schon bald nach der Tat sich als eine höchst zweckmäßige und weise Anordnung oder Zulassung Gottes herausstellt, anders wieder in späterer Zeit, oder auch erst, nachdem alle daran Beteiligten nicht mehr am Leben sind. Ein Rest von Tatsachen und Ereignissen bleibt infolge der mangelhaften menschlichen Erkenntnis auf Erden unaufgeklärt und als eine scheinbare Härte und Ungerechtigkeit bestehen. Indessen ist daran zu erinnern, daß es noch eine andere Welt gibt, die einen vollwertigen Ausgleich schafft für alles Ungleiche und Unebene, und eine wohl befriedigende Aufklärung gibt für alles Unverständliche.

Es sind nicht bloß die Ungläubigen und Sünder, die das Wort von der göttlichen Vorsehung nicht verstehen. Oft genug wird es auch den Gutwilligen zum Fall, jenen, die mit Gott und seinem Tun sich inniger abgefunden haben, solange es sich um andere handelte, die aber jetzt, wo ihre eigne Person in Frage kommt, auf einmal nicht aus und nicht ein wissen und zu heftigen Reden sich versteigen und grobe Unwissenheit über sonst geläufige Wahrheiten bekunden. Wer aber in seiner Religion gefestigt ist, für den bildet die Lehre von der göttlichen Vorsehung eine Quelle ungemein tröstlicher und beglückender Wahrheiten.

Woran hält sich das kleine Kind, wenn es Gefahr fürchtet? An der Hand der Mutter. Es flüchtet sich zu ihr hin und hält sie umfassen. Das ist das Bild dessen, der in den Stürmen des Lebens vom Unwetter gefaßt hin- und hergeworfen wird und für sich und sein ewiges Leben fürchtet. Wohin flüchtet er? In die Arme der göttlichen Vorsehung. Denn hier weiß er sich in Sicherheit. Mag draußen das Unwetter noch so sehr toben und wüten, Gottes Vorsehung wacht über ihn. Selbst wenn der Sturm die Bäume des Waldes entwurzelt und in ihrem Sturze den Menschen niederschlägt, so ist der Mann der Vorsehung zwar hart getroffen, aber mitten aus dem Unwetter lächelt die Sonne durch die Wolken, und neu gekräftigt und mit kühnerem Gottvertrauen geht er aus der Prüfung hervor. So sind ja auch die Bäume, die in ihren jungen Jahren von Sturm und Unwetter geschüttelt und gerüttelt wurden, mit ihren Wurzeln sehr tief im Erdboden verankert, während der Baum, der nichts ertragen hat, seine Wurzeln nur oberhin laufen läßt, dafür aber bei jedem stärkeren Aufzug in Gefahr ist, umgeworfen zu werden.

Wer von der göttlichen Vorsehung nie auf die Probe gestellt worden ist, kann auch seinem Mitmenschen keinen rechten Trost bieten. Er spricht zwar schöne Worte, aber man merkt, es fehlt die persönliche Erfahrung, die soviel Wert und Bedeutung hat. Ganz anders der „Geprüfte“. Da er aus eigener Erfahrung schöpft und nicht aus Bücherweisheit, so kommen seine Worte aus ganz anderem Herzen, aus anderem Gemüte. Sie kommen von Herzen und gehen zu Herzen.

Die göttliche Vorsehung ist die letzte Hoffnung aller derjenigen, die wegen geistiger oder körperlicher Mängel eine untergeordnete Rolle auf der Welt spielen und von ihren Mitmenschen deswegen sich vieles gefallen lassen müssen. Wer trotz alles Aufwandes von Mühen und Arbeiten, von Geldopfern und persönlichen Opfern seine Mängel nicht beheben konnte, muß erkennen, daß Gott seine Hand im Spiele hat. Sobald ihm diese Erkenntnis wird, — sie kommt nicht sogleich, meistens erst nach langen Geduldsprüfungen —, windet jede Bitterkeit und Unversöhnlichkeit gegen Gott und die Welt, und ein heiliger Wettstreit entsteht, seine Mitmenschen wenigstens in der Tugend und in der Ausübung guter Werke zu übertreffen und das Wohlgefallen Gottes zu finden.

Wer den Einklang mit Gottes Willen gefunden hat, oder anders ausgedrückt, wer in allem den Willen Gottes erkennt, und sich nie gegen seine Vorsehung auflehnt, der ist in der Tugend bewährt, der findet aber auch eine außerordentliche Belohnung Gottes. Denn es ist klar, daß Gott nichts lieber sieht, als Einverständnis mit seinem Vorgehen, und nichts mehr haßt, als Unzufriedenheit mit ihm. In Wirklichkeit steckt immer gehetmer Stolz und Auflehnung dahinter. Das sind aber dieselben Sünden,

die den tiefen Fall der Engel herbeigeführt haben und auch heute noch der Anfang von großer Treulosigkeit gegen Gott und seine Kirche sind. „Unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, bewirkt eine überschwengliche, ewige, alles Überwiegende Herrlichkeit in uns.“ (2. Kor. 4, 17). Diese überaus tröstlichen und erhebenden Worte des heiligen Paulus, der aus eigener Erfahrung reden konnte, kommen wie eine Botschaft des Himmels zu den vielen von der göttlichen Vorsehung in Ansehung der Kriegsheimsuchung getroffenen Seelen. Ihnen ist die Vorsehung Gottes noch oft in Dunkel gehüllt, und manchmal schleichen sich Gedanken des Zweifels an Gottes Güte und Liebe in ihr Herz, und suchen die Gedanken nach oben zu vergiften und eine ganz unchristliche Gesinnung zu entfachen. Nur das Gebet, das unablässige Gebet um Ergebung, und treue Pflichterfüllung in seinem Berufe hilft über die Schatten der Gottverlassenheit hinweg und zeigt die Sonne, die vom Himmel her leuchtet. Bpe.

Der Sonne Aufahrt:

Im Königsgeschmeide,
In purpurfarbendem Morgenkleide
Ruhst tief noch über dem träumenden Lande
Die Sonne, erglühend in mildem Brande.
Ihr erstes Strahlen geht über die Au:
Ein halbvoll Lächeln der thronenden Frau;
Ihr erstes Strahlen flammt über das Feld,
Verscheucht die Nacht in ihr dunkel Gezelt;
Vertreibt den Nebel, der feucht und kalt,
In mühsamem Sträuben wogt und wallt.
Und rein liegt die Flur und rein die Balde,
Und süßlos Lisseln vernehm ich im Walde.
Es flammen der Berge hochragende Spitzen,
Es lauchgen die Täler, getaucht in das Blitzen,
Das spricht aus der Königin reichem Geschmeide
Und purpurflammendem Morgenkleide.
Und sprühend fließt der Fluß und sprühend der See,
Und sprühend nicht das Korn und sprühend der Klee:
Es saugt die Welt in die reine Brust
Der Königin Lächeln, voll Jubel und Lust.
Es steigt die Sonne, in segnendem Brande,
Beherrscht sie nun rings die erwachten Lande.
Und Stimmen hör ich: „Zum Werk! Wohlan!
An die Tat, frisch auf! Eh die Früh verrann.
Zum Wucher erstand dir der goldige Tag,
Daß er hundertfältige Frucht dir trag!“

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe mehrerer heiliger Märtyrer.

Von den ersten Christen galt das Wort: „Sie sind ein Herz und eine Seele!“ Selbst die Heiden, denen doch echte Bruderliebe ein unverständlicher Begriff war, riefen erstaunt aus: „Seht, wie sie einander lieben!“ Diese Liebe zeigte sich dann, wenn ihnen der Tod in grimmiger Verfolgung und in den schrecklichsten Gestalten entgegentrat, im hellstem Lichte. Dann ließen sie erst recht nicht voneinander ab; freudig schloß sich der Bruder dem Bruder, die Schwester der Schwester, der Freund dem Freunde an, um gemeinsam und stark den Endkampf aufzunehmen. Die Liturgie hat das nicht getrennt, was die Liebe und der Tod vereinigte! Und so bringt das Kirchenjahr öfter die Festfeier mehrerer heiliger Märtyrer. Es bestehen mehrere Messformulare für diese Feier. Ausnehmend reich an tiefen Gedanken ist die Messe, deren Introitus die Weisheit der heiligen Blutzeugen preist; er lautet: „Von der Weisheit der Heiligen sollen die Völker reden, und die Kirche soll ihr Lob verkünden; ihr Name lebt in Ewigkeit. Ps. Frohlockt, Gerechte, im Herrn, den Redlichen ziemt Lobgesang. Ehre sei usw. Von der Weisheit usw.“ — Die heiligen Märtyrer, deren Messfeier durch unseren Introitus eingeleitet wird, wurden von der Welt, die sie umstand, für Narren gehalten; sie gaben nach Ansicht dieser wenig zuständigen Richter, das Teuerste, was der Mensch hat, das Leben mit seinen tausendfachen Genüssen, für etwas Ungreifbares hin; das konnten diese irdisch Gesinnten, uns Diesseits versunkenen Menschen nicht begreifen. Den hl. Blutzeugen war durch Gottes Gnade und fromme Belehrung der Sinn für die Uebernatur erschlossen. Sie sahen in der Welt, das, was sie ist: ein Land, auf dem der Mensch für Gott und die Ewigkeit arbeiten soll, deren Güter er auch gebrauchen und genießen darf, soweit es Gottes Anordnung und die Vernunft erlauben, die der Mensch aber auch sogleich verlassen muß, wenn sie ihn für immer an sich binden wollen, wenn sie ihn von Gott und ihrem ewigen Ziele losreißen wollen. Die heiligen Blutzeugen bewerteten die Welt und den Himmel, den Tod und das Leben, Vergängliches und Unvergängliches nach der Währung, die von Gott aufgestellt ist. Darin waren sie wahrhaft weise, und die Völker der Kirche, die auch hierin von göttlicher Weisheit geleitet werden, preisen sie darob selig, und ihr Name wird ewig leben wie ihre Seele und ihr einst von den Toten erwachter Leib. Und einst kommt auch noch der Tag, wo vor aller Welt eine Umwertung der Dinge vorgenommen wird: dann werden auch die Verfolger der Kinder Gottes einsehen, daß diese weise gehandelt, als sie ihnen widerstanden und voll Verzweiflung werden sie dann ausrufen: „Diese

sind, die wir einst verlachten und mit schimpflichen Reden verhöhnten. Wir Toren hielten ihr Leben für Unstimm und ihr Ende für schimpflich! Siehe, wie sie nun unter die Kinder Gottes gezählt sind, und ihr Los unter den Heiligen ist!“ Ja ihr Los ist unter den Gerechten des Herrn, und voll Freude nimmt der Herr ihren Lobgesang entgegen; sie selbst aber werden fest auch auf Erden gepriesen von allen, die auf Edeles sinnen.

Wenn schon das Leben der Christen in friedlichen Zeiten ein ununterbrochener Kampf gegen tausendfache Nachstellung ist, dann erst recht zur Zeit einer grausamen Verfolgung. Sollen wir darob verzagen? Nein! Ebensovienig wie die Märtyrer, denen Gott aus furchtbarer Umschlingung heraushalf. Sie danken ihm dafür ewiglich und jubeln mit den Worten des Graduale und des Alleluja-verses: „Entronnen wie ein Vogel ist unsere Seele aus der Jäger Schlinge. Zerrissen ist die Schlinge; wir sind frei; unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat. Alleluja, Alleluja! Es mögen die Gerechten Festmahl halten und frohlocken vor dem Angesichte Gottes und in Bönne sich ergößen. Alleluja!“ Die Verfolger stellten Schlingen aus, denen nach ihrer Ansicht keiner entrinnen konnte; das verhasste Christentum mußte ja vernichtet werden. Die Christen fielen zu Tausenden hinein; so schien es wenigstens. Deshalb jubelten die Heiden; dem äußeren Scheine nach unterlag ja ihr Opfer, in Wahrheit entrannen sie durch den leiblichen Tod für Gott aller Nachstellung. Gottes allmächtige Hand machte, daß ihre scheinbare Gefangenahme in Wirklichkeit ewige Befreiung bedeutete. Sie kamen so aus dem Tale des Jammers, dessen Genüsse eigentlich eine Hölle sind, in die Wohnungen des großen Gottes, wo der Genuß niemals Ekel erregt, sondern immer neue Seiten der Seligkeit zeigt, immer neue Gefühle der Bönne im Angesichte des unendlichen Gutes verkostet läßt.

Der Traktus gibt das Ringen der Märtyrer unter dem Bilde der Aussaat und Ernte wieder: „Die da in Tränen säen, ernten in Freude. Sie gehen hin und her und weinend streuen sie ihren Samen. Doch mit Frohlocken kommen sie und tragen ihre Garben heim.“ — Auf die kurzen Mühen der Aussaat, auf die Tage hoffenden Wagens folgen die Wochen der Ernte, voll Jubel und Frohlocken, und dann die Monate des fröhlichen Genusses. So wars auch bei den heiligen Blutzeugen: Kurzer Kampf, nie endender Sieg! Und der Kampf ist längst vorüber; der Siegesjubel aber und ihr Glück nimmt keiner wieder von ihnen.

Dieses ewige Glück malt das Offertorium unter dem Bilde eines Freudenmahles: „Es frohlocken die Gerechten in der Herrlichkeit; sie freuen sich auf ihren Lagern: Lobeserhebungen sind in ihrem Munde.“ — Unter diesen Lagern sind die schwellenden Polster bei den reichen römischen Gastmählern verstanden. Bei so einem Mahle wurde den Sinnen alles geboten: Das Auge erfreute sich an dem festlichen Schmucke des Saales, an der Pracht der Feierkleider, an der Bier der überreichen Tafel; das Ohr ergöste sich an den harmonischen Klängen schmeichelnder Musik; die Zunge labte sich an köstlichen Gerichten; kurz: der Mensch fühlte sich in einer solchen Stunde aller Mühsal erhoben, aller Freude voll. Da wir einmal durch das Sinnfällige zum Begriffe des Uebersinnlichen kommen, wird im Offertorium versucht, das ewige Genügen der heiligen Sieger zu schildern. Das Bild erbläst trotz seiner Anschaulichkeit vor der Wirklichkeit; es wird von ihr so hoch übertroffen, als die Seele den Leib überragt, der Geist die Sinne übertrifft. Ja, wenn wir uns die Freuden der Seligen in den glühendsten Farben ausdenken, in den kühnsten Bildern malen, es ist eigentlich ein Nichts vor dem, was sie ewig beseligt.

Angesichts dieses wahrhaft himmlischen Lohnes verstehen wir auch die Mahnung, die der Kommunionvers enthält: „Euch aber, meinen Freunden, sage ich: Fürchtet euch nicht vor denen, die euch verfolgen!“ Die hl. Märtyrer haben dieser Mahnung folgend, überwunden. Wir feiern in Verbindung mit den unblutigen Opfern des neuen Bundes die Früchte ihres heldenhaften Gehorsams. Für uns hat die Mahnung noch augenblickliche Bedeutung. Und sie paßt so herrlich zur wirklichen oder geistlichen Kommunion! Wenn der Leib und das Blut des Herrn durch wahrhaften Empfang oder durch heiliges Verlangen in uns eingegangen ist, kann es uns nicht schwer werden, diesen liebevollen Mahnung — Gott nennt uns ja Freunde! — nachzukommen. Wir werden vor allem in der Stunde der Versuchung, wenn uns unser schlimmster Verfolger naht, furchtlos im Vertrauen auf unseren starken Gott kämpfen und auch Sieger bleiben! Denn unser Siegespreis ist die Teilnahme an den Bönnen der heiligen Märtyrer.

P. S. B., O. F. M.

Die hl. Rosa von Lima — Jungfrau und Büßerin

(30. August.)

Wie eine Lilie unter Dornern! (Sohelied. 2, 2.)

Jungfrau und Büßerin! Eigentlich zwei Begriffe, die auf den ersten Blick unvereinbar scheinen. Wir haben so das Gefühl, als ob des Herrn Wort: „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auf gleiche Weise zu Grunde gehen!“ nicht für jungfräuliche Seelen gesprochen sei. Und doch hat, von Gott erleuchtet,

die hl. Rosa von Lima beide Tugenden aufs herrlichste in sich vereinigt.

Diese erste Heilige Südamerikas wurde 1586 zu Lima, der Hauptstadt von Peru, geboren. Ihre Eltern waren von edler Abkunft; aber verarmt. Als die Mutter einst über dem Gesichte ihres schlafenden Töchterchens eine blühende Rose schweben sah, gab sie ihr den Namen Rosa — in der Taufe war sie Isabella geheissen; — von da ab wurde sie so von allen genannt.

Schon in frühester Jugend wurde die Kleine von den schmerzhaftesten Krankheiten heimgesucht, die sie alle mit bewundernswürdiger Geduld ertrug. Trotz körperlichen Ungemachs wuchs sie zu einer blendend schönen Jungfrau heran, zeigte aber auch schon bald, daß sie bestrebt war, vor Gott in gleicher Schönheit zu erblühen. Als einst ihr Bruder in übermüthiger Laune ihr schönes Haar beschmutzte, und sie im ersten Augenblicke darüber aufkuhr, meinte der Bruder wie zum Scherze: „Die langen Haare und Büpfe der Mädchen sind ja doch nur Schlingen, womit der Teufel die Jünglinge fängt und bindet!“ Dieses leicht hingeworfene Scherzwort machte einen so tiefen Eindruck auf Rosa, daß sie von der Stunde an in übergroßer Aengstlichkeit sich verbarg, Gott unablässig um die Gnade anflehte, doch nicht zuzulassen, daß sie einem Menschen Anlaß zum Falle sei. Das prächtige Haar fiel unter den Schnitten einer Scheere, und heimlich gelobte sie dem Gotte ihres Herzens ewige Jungfräulichkeit. Gott lieben war von da ab die Parole ihres Lebens. Da sie die Eltern aber auch von ganzem Herzen liebte, und diese Rosa mehr für die Welt erziehen wollten, kam sie in einen beständigen Kampf zwischen Gottes Ruf und der Eltern Befehl. Sie ging im Gehorsam gegen diese soweit, als sie eben konnte. Unter keinen Umständen aber hätte sie etwas getan, das dem Himmel mißfallen konnte. Sie suchte vielmehr auch bei der erlaubten Sittgasse an die Welt für ihre Seele Gewinn. Wenn sie sich nach der Sitte des Landes mit Kränzen schmückte, focht sie heimlich Dornen hinein. In unermüdlicher Arbeit suchte sie den Eltern die Sorgen abzunehmen, sie nähte und sticht, zog mit vielen Geschick allerlei Blumen, die sie in niedlichen Sträußen verkaufte. Bei dieser Arbeit für die Welt verstand sie es aufs beste, auch Gott näher zu kommen, und dieser neigte sich in immer mächtigerem Gnadengruße zu ihr herab.

Furchtbare Stunden kamen für die Heilige, als der Sohn einer reichen Witwe, von ihrer Schönheit ganz gefangen, um ihre Hand anhielt. Mit freudigem Herzen gab die Mutter ihre Zustimmung, doch Rosa lehnte entschieden und ruhig ab. Nur Gottes besondere Kraft hat sie in den nun folgenden Kämpfen aufrecht gehalten. Endlich ließ man von ihr ab, sie erhielt sogar in ihrem zwanzigsten Lebensjahre die Erlaubnis in den dritten Orden des hl. Dominicus einzutreten. So konnte sie bei ihrer Familie bleiben und dennoch das Leben einer Ordensfrau führen. Als Tertiaria verdoppelte sie ihre Bußübungen. Ihr Kuchelager war ein einfaches Brett, ihre Nahrung so karg bemessen, daß es ein Wunder schien, wie sie dabei bestehen konnte; dazu übte sie noch die strengsten Bußwerke. Sie wurde ob ihren strengen Lebens viel getadelt, nicht nur von der Mutter. Ihr Bruder baute ihr im Garten ein kleines Zellschen, das sie zu einer kleinen Kapelle ausbaute. Hier brachte sie nun die meiste Zeit in Handarbeit und Gebet zu.

Zu den freiwillig übernommenen Abtötungen schickte der Himmel dann noch die verschiedensten Krankheiten, die sie mit unerschütterlicher Geduld ertrug; in ihrer Demuth dankte sie Gott, daß er ihr solche Schmerzen gesandt, um sie zu läutern und zu prüfen. Und doch hatte der Herr noch Größeres mit ihr vor. Es überkam die Heilige eine furchtbare Trostlosigkeit und Trockenheit der Seele. Was jetzt hatte sie doch noch das Gefühl gehabt, daß Gott ihr nahe sei, daß er ihre heldenmüthige Liebe erwidere; die Hoffnung, einst in ewigem Glücke für all ihr Dulden und Harren belohnt zu werden, hatte sie immer aufrecht gehalten. Alles dies schwand auf einmal! Ihr Herz ward öde und leer, keine Arbeit, kein Gebet, keine Bußübung verursachte ihr auch nur eine Spur von Trost. Es kam ihr der Gedanke: „Ach, wenn mich der Tod von allem erlöste!“ Sofort war es ihr dann, als wenn eine Stimme ihr zurief: „Dann ist es ganz aus mit dir! Denn mit diesem Leben hört alles auf; deine Bußwerke, dein Gebet, deine Arbeit waren vergebens!“ Sie errang und betete, umsonst, Gott hatte sie scheinbar verlassen. Doch auch in all den Prüfungen konnte wohl ihre Seele einen Augenblick zusammenbeben, in Wirklichkeit versagte sie auch jetzt nie; vor allem gab sie keines ihrer gewohnten Werke auf.

Diese Geduld und Ausdauer besiegten endlich den Herrn. Die Gnade ergoß sich wieder in mächtigem Strome in ihr Herz. Jetzt erkannte sie, daß auch in all diesen Prüfungen nur die Vaterhand Gottes sie berührt. Das Vergangene kam ihr vor wie ein schrecklicher Gewittersturm, der wohl für ein paar bange Augenblicke die Seele schreckt, dem aber ein wohlthätiger Regen folgt, sodas Fels und Flur neu erquickt aufatmen.

Rosa fühlte sich nun mit Gott ganz eins, nichts mehr trennte ihre Gedanken von dem, der ihr Alles war. Auch ihre Umgebung sah immer mehr ein, daß die Heilige wahrhaft gottbegnadet sei; in Ehrfurcht und Liebe sah man sie unter sich.

Sie war einunddreißig Jahre alt, da befiel sie eine neue, höchst schmerzliche Krankheit, der die Ärzte völlig ratlos gegenüberstanden. Rosa bewies auch in dieser letzten Läuterung die mühsamste Geduld. Lächelnden Mundes und freudigen Blickes rief sie: „Jesus, sei mit mir!“ und am 24. August 1617 nahm sie der Herr zu sich. Clemens X. sprach sie 1671 heilig.

Die hl. Rosa von Lima umhagte ihre heroische Keuschheit mit dem Zaune einer fast allzustrengen Buße. Unter dem spizen Dorn blüht die weiße Lilie am sichersten. Nur wer im täglichen Kampfe mit all den tausend Wünschen einer begehrliehen Natur Sieger bleibt, wird seine standesgemäße Keuschheit heldenhaft und treu bewahren!

•*

Die Lilie erblüht nur auf dem Felsengrunde eines Selbsterkens!
P. S. B., O. F. M.

Herr, dein Geseh . . . !

Herr, dein Geseh ist meine Freude,
Weil es zur großen Wahrheit weist,
Nach der mit wehem Auge einstens
Umsonst gespäht manch hoher Geist.

Herr, dein Geseh ist meine Freude,
Weil es mir laut und deutlich sagt,
Was meiner Seele zarte Stimme
Nur schüchtern leis zu flüstern wagt.

Herr, dein Geseh ist meine Freude,
Weil es zum steilen Pfad mich zwingt,
Dem himmelwärts nur Starke schreiten,
Und der zur ew'gen Heimat bringt!

P. S. B., O. F. M.

Der Spion

Von Hanns Giesbert.

Als die Sonne sich über den sanft geschwungenen Linien der im jungen Maiengrün prangenden Rheinberge zur Ruhe senkte, sandten ihre schrägen Strahlen unten im Städtchen zwei Glücklich. Der eine war ein schlanker, brünetter Mann mit einem fremdländisch geschnittenen Antlitz und einem Anstand in Haltung und Bewegung, der ihn aus der Menge heraus hob und allenthalben die Blicke auf ihn lenkte. So groß war die Freude über den Fang eines schweren Goldfisches, den er mit schlaue berechnetem Köder in das Netz eines sicheren industriellen Unternehmens gelockt hatte, — entgegen der Voraussicht seiner Mitbürger, — daß Deribert Rautert ein triumphierendes Nacheln nicht zu unterdrücken vermochte, als er in der Straßenbahn sitzend, den Stadtplan studierte, um sich über das Wie und Wo zu orientieren. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß ihm noch mehr als eine Stunde bliebe, die er nicht besser anwenden konnte, als sich die — wie ihn der Augenschein auf der Brücke belehrte, durchaus nicht reizlose Gegend anzusehen. Und so stand er denn im Schatten des Wärrerhäuschens und warf prüfend und vergleichende Blicke auf den Plan in seiner Hand und das lachende Land zu seinen Füßen, ahnungslos, daß er sich damit eine schwere Uebertretung der an der Grenze festgesetzten Kriegsvorschriften zuschulden kommen lasse.

Der biedere Landwehrmann, der auf dem Perron des Straßenbahnwagens stehend, strenge Aufsicht über dessen Zinsassen zu führen hatte, war aber über die Geheißvorschriften genau unterrichtet, und der Plan in der Hand des geheimnisvollen Fremden, seine vergleichenden Blicke und das — wie er taritierte — diabolische Lächeln, machten ihn schwer verdächtig. Valentin Schoeppler hatte in Belgien so manchen Spion verhaftet, helsen, daß ihm die Sache ganz geläufig war. Aber er hatte noch nie einen solchen ermittelt, und die Aussicht auf eine ausgezeichnete Medaille, auf die seine Tapferkeit in manchem Geseht ihm ohnehin die Auvartschaft gesichert hatte, machte sein Herz höher schwellen. Das war eine gefährliche Sache, da der Ueberschuss, den er sich vor Maubeuge mitgebracht hatte, wohl verheilt war, das Blut aber noch nicht die gewohnte Leichtigkeit der Zirkulation erlangt hatte. Bei Erregungen schien das Herzblut in den Kopf zu steigen und der Atem zu stocken, was eine höchst unangenehme und der Fortbewegung durchaus nicht förderliche Erscheinung war.

Und wie sollte er sich nicht erregen, da der Fremde, den flatternden Mantel umhängt, ganz nach Art der Theaterverschwörer an Brückenpfeilern und Befestigungen stehen blieb, nach dem gegenüberliegenden Ufer durch die gerundete Hand schaute, mit den Nachmannschaften Unterhaltungen anknüpfte und dann in verschwiegener Laube wieder seinen Plan befragte. Prüfend und schweratmend mit blutrotem Kopf folgte Valentin Schoeppler dem Spion, wobei er nicht verfehlte, vorbeigehende Persönlichkeiten daraufhin zu fragen, ob ihnen der Verdächtige vielleicht als „Diesiger“ bekannt sei. Da diese Frage energisch verneint wurde und der Spion den Weg zum Bahnhof einschlug, unterwegs sogar die Redheit hatte, einen ausrückenden Trupp Militär an sich vorbeiziehen zu lassen und Fragen über ihre Bestimmung an die Umgebung zu richten, faßte Valentin Schoeppler sein Glücksgefühl immer stürmischer werden. „Jetzt entgeht du mir nicht mehr, Bärtschen!“ Und das Eisene Kreuz stand leuchtend und silberglänzend vor seiner Seele.

Des Landwehrmanns Fragen hatte einen ganzen Schweiß Reugieriger an die Fersen des Fremden gebettet. Das sieht man nicht alle Tage, wie ein Spion verhaftet wird! Sich umwendend und den Menschenstrom beobachtend, stieg diesem die Vermutung eines besonderen Ereignisses auf, das so viele aus der sonst so stillen Stadt zum Bahnhof lockte. Und er richtete seine diesbezügliche Frage an just den braven Feldgrauen, der ihn zu seinem Opfer erlorn, stieß aber natürlich auf eine undurchdringliche Miene. Das Bistett löste er — hochverdächtig — nach Naden und frug am Zeitungskiosk, ob keine ausländischen Zeitungen zu haben seien.

Ahnungslos blätterte Deribert Rautert in Jugend und Simplichismus, als jenseits der Perronsperre ein pilantes Gesichtchen im verneigten Rosenhut sichtbar wurde, das ihm schon heute morgen in die Augen gestochen. Seinen Silberling hinwerfen, Blätter und Gepäc zusammenraffen und sein Bistett an der Sperre vorzeigen, war eines; das andere sollte die Verfolgung des zierlichen und durchaus nicht unfreundlich dreinschauenden Persönchens sein, das zu dem Rosenhut gehörte. Aber das Auge des Gesehes vereitelte diesen „Blutverfuch“.

„Herr, Sie sind verhaftet!“ Wie der Donner des letzten Gerichtes gestellte es dem aus allen Himmeln Gerissenen, der zuerst seinen Verfolger ironisch zu behandeln dachte, in die Ohren. Beim Anblick der Menschenmauer um ihn her, die von Polizisten und Feldgrauen starrte, beschloß er aber, andere Saiten aufzuziehen und reichte willig und sehr höflich hin.

was der Sohn des Mars begehrt. Den Plan aus Stadt und Umgebung, den er im Hotel gefunden hatte, die neueste Nummer der „N. Volksztg.“, seine Brieftasche mit Inhalt. Da er öffnete, sogar sein Handtuch, die Uebereinstimmung der Adressen der an ihn gerichteten Geschäftsbriefe mit seiner Visitenkarte zu erklären, ohne jedoch seinen Gegner zu erschrecken. Auch der eintreffende Diener, aus dem Palasthotel, der den großen Koffer brachte, vermochte nicht zu seiner Entlastung beizutragen. „Aus einem fingierten Namen sind sie alle eingerichtet. Wenn Sie mir keine vollständige entlastende Referenz aufgeben können, muß ich Sie abführen.“

Eine Referenz. Natürlich konnte er das. Nur, daß es ihm ein wenig lächerlich dünkte, dem Geschäftsfreund, der ihm vor ein paar Stunden Sekt und seine Rheinweine eigener Pressung poniert hatte, jetzt als Vaterlandsverratsverdächtiger präsentiert zu werden. Aber was konnte es heißen? Da blieb eben nichts anderes übrig, als einen Zug zu überspringen und sich mit Kommerzienrat Dalling-Rotweiler konfrontieren lassen. Aber dann wird man für ihn nach Nachen telefonieren müssen. Er hat Aufschlagskartei dort.

„Faule Fische!“ Landwehrmann Schoeppler läßt sich nicht verblüffen. Und dann steigt ihm das Blut wieder siedend zu Kopf. Drüben ging ja des Kommerzienrats Tochter vorüber. Mit ein paar durch die ungefüge Leber sehr erschwerten Schritten ist sie zitiert. „Gnädiges Fräulein! Erkennen Sie in diesem Herrn einen Freund oder Bekannten Ihres Vaters?“ Nein, das Fräulein kennt ihn nicht. Eine Minute lang ist Valentin Schoeppler unbegrenzt glücklich. Deribert Rauterts Aktien aber sinken ungemein. Laute Schimpfworte aus der Menge werden laut; drohende Flüche reden sich.

Er selbst aber behält seine westmännliche Haltung. „Ich habe ja auch nicht vorgegeben, mit dem gnädigen Fräulein bekannt zu sein, — so sehr ich das bedauere.“ Ein Blick auf das traurige Gesichtchen nötigt ihm den Zusatz ab. „Ich mache auch keinerlei Fluchtversuche, bitte aber dringend, meinem Wunsche zu willfahren und den Kommerzienrat zu benachrichtigen. Wenn Präsident von Deh in C. zu erreichen ist — es ist mein Schwager.“

Die Volkswut hat sich aber entzündet. Alla Dalling sieht mit Entsetzen, was ihre Verneinung herausbeschworen. Mit einer Energie, die niemand hinter dem zarten Persönchen vermutet hätte, steht sie vor dem Schutzmann. „Ich mache Sie für das Leben dieses Herrn verantwortlich.“ Mit einem lebenswichtigen Impuls reicht sie dem Fremden die Hand: „Glauben Sie mir, wie sehr ich die peinliche Lage bedauere, in die ich Sie leider bringen mußte; aber Papa wird gleich hier sein. Sie zu entlasten.“ Jetzt möchte Deribert Rautert die Welt umarmen; aber er muß sich darauf beschränken, eine kleine zitternde Hand zu küssen. Schon hört man des Kommerzienrats Stimme in seiner volternden Manier. „Was, ein Spion gefangen? Und will mich kennen? Zeigt mal das Büschchen.“ Und dann hält er sich die Seiten. „Das sind Sie, Rautert? Na, welches Riefenrindvieh kam denn auf die Idee? Blag Leute! Das ist einer unserer ersten Großindustriellen und hat mir heute morgen mein halbes Vermögen abgekauft, um eine Verbesserung im Deere einführen zu können. Sie sind mein Gast, Rautert. Aber einen Augenblick! Ich will meine Tochter nur eben in ihren Zug setzen.“

Aber schon hängt Alla ihm am Arm. „Ich bleibe hier, Papa, die Lust am Reisen ist mir vergangen.“ Erstaunt sieht der auf sein Kind — und auf den Geschäftsfreund. Ist seine umfangreiche Persönlichkeit denn plötzlich lust geworden?

Die neugierige Menge stutet zum Bahnhofe heraus. Nur Valentin Schoeppler steht fest wieder blaß, ganz blaß geworden, an der Perronsperre. Nur ab und zu schaut er auf ein Papier in seiner Hand. Wie soll er sich das zusammenreimen? Und dann tagt es fürchterlich in ihm: Es war doch ein Spion.

Wanzig Mark hat ihm der Fremde im letzten Moment in die Hand gedrückt.

Etwas von der Woche

Studie von A. Altenhofen.

Die Einteilung der Zeit in Abschnitte von sieben Tagen ist gewiß beinahe so alt, wie das Menschengeschlecht. Sobald die Menschen anfangen, den Himmel und seine Gestirne zu beobachten, bemerkten sie an dem treuen Begleiter der Erde, dem Monde, abwechselnde Lichtgestalten und benannten sie schon früh Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Von einer Lichtveränderung bis zur anderen vergingen stets sieben Tage, sechs Arbeitstage und ein Ruhetag! Die Schöpfungsgeschichte lehrt, daß Gott an den ersten sechs Tagen die Welt geschaffen, am siebenten Tage von seiner Arbeit ausgeruht und denselben zu einem Ruhetage geheiligt hat.

Die Namen, die diese sieben einzelnen Tage führten, beruhten auf einem astrologischen Aberglauben. Man glaubte nämlich, jeder der sieben, den alten Völkern bekannten Planeten — Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond, — regierte abwechselnd eine Stunde des Tages. Da jeder 24 Stunden hat, so kommt jeder Planet dreimal an die Reihe des Regierens, und drei von ihnen auch noch zum vierten Male.

Das Wort Woche stammt aus dem Gotischen und heißt *visco*, Wechsel, Ordnung.

Sonntag. Von den Christen wurde schon zu Apostel Zeiten der Sonntag, weil Christus an einem Sonntage auferstanden, durch Gebet gefeiert; aber man enthielt sich nicht gänzlich der Arbeit, da von den Juden-Christen wenigstens noch lange der jüdische Sabbath mitgefeiert wurde; erst Konstantin der Große führte eine strenge Sonntagsfeier ein. Die 52 Sonntage des Christlichen Kirchenjahres haben besondere Namen, teils von den Festen, denen sie vorangehen oder nachfolgen, teils von den Anfangsworten der Gesänge (meistens Psalmen), die in den Kirchen an diesen Sonntagen gesungen werden.

Montag. Der zweite der Wochentage wird von manchem Montag geschrieben, da sie meinen, das *M* müsse in dem Namen, der Abstammung von Mond und Tag gemäß, vorkommen. Es ist dies aber nicht nötig, denn der alte nordische Name des Mondes ist *man* oder *mana* und *Manadagr*-Montag. In Sachsen hält

man alles, was am Montag begonnen, für unbeständig; es gibt also Montage keine Hochzeit, keine große Wäsche u. dgl. m. In der christlichen Kirche ist der Montag nach dem Sonntag *Estomihi*, also der Montag vor dem Beginn der Fasten, unter dem Namen des blauen Montags bekannt. An demselben wurde nämlich im Mittelalter der Altar, der Taufstein und die Kanzel mit blauem Zeug verhüllt. An diesem Tage, dem vorletzten in der Karnevalszeit, ließ man der wilden Lust recht den Zügel schießen. Da die Handwerksgefallen, von ihren Ausschweifungen am Sonntag noch ermüdet, am Montags feierten und noch fortlärnten, so wurden allmählich alle Montage im Jahre blaue Montage, an denen es dann an blauen Flecken nicht fehlte.

Dienstag. Ueber die Abstammung dieses Namens ist viel gestritten worden. Einige behaupteten, der Name käme von der gallischen Göttin *Diz*, die die Deutschen unter dem Namen *Thuis* verehrt haben sollen. Aelung glaubte den Namen von *Ding*, d. h. Gericht, ableiten zu müssen, wonach also Dienstag so viel wie Gerichtstag bedeute. Noch andere denken an Dienst und sagen also Dienstag, Tag des Dienstes. Von den Dienstagen in der katholischen Kirche ist der vor dem Beginn der Fasten, daher er auch Fastnachtsabend, Fastelabend genannt wird, der berühmteste wegen der Festlichkeiten, durch die man sich schon im Voraus für die lange, traurige Fastenzeit schadlos zu halten suchte.

Mittwoch. Die Bedeutung dieses Namens liegt auf der Hand, der Tag teilt die Woche in zwei Hälften. Der katholischen Kirche ist der Aschermittwoch, der Anfang der Fasten, besonders wichtig.

Donnerstag. Dieser Tag erhielt seinen Namen zu Ehren des Donnergottes, des *Thor*. Der Donnerstag hatte in Deutschland eine besondere Heiligkeit. Bräute ließen sich gern an diesem Tage trauen, denn Thor ist der eigentliche Gott der Ehen. Der christlichen Kirche sind zwei Donnerstage im Jahre heilig, der grüne Donnerstag und das Simmetfahrtsfest, das stets auf einen Donnerstag, den vierzigsten Tag nach Ostern, fällt.

Freitag verbannt seinen Namen entweder der *Freia*, der nordischen Liebesgöttin, oder dem Sonnengotte *Freir*, dem Spender der Fruchtbarkeit. Im Lateinischen heißt der Freitag *Veneris dies*, Tag der Venus; diese ist aber die Liebesgöttin; ihre Stelle konnte also auch nur *Freia*, die nordische leutsche Liebesgöttin, einnehmen. *Freia* war die erste Zauberin unter den Göttern; ihr Tag mußte also nach der Einführung des Christentums zu den unglücklichen Tagen gerechnet werden. In der christlichen Kirche ist der Karfreitag, dessen Namen man von dem griechischen Worte *Charis*, das ist Gnade, ableitet, von der größten Heiligkeit.

Sonnabend. Es ist eine alte, deutsche Gewohnheit, den Tag vor einem Feste Abend zu nennen. Man erinnert sich an den Christabend, an den Oster- und Pfingstheiligabend. Ebenso hatte man Sonntagsabend, abgekürzt Sonnabend, gebildet. Im Altnordischen hieß dieser Tag *Laugardagr*, d. h. Badetag, und wir nennen ihn noch jetzt, wenn auch nur scherzweise, den Wasch- und Räumtag. In Niedersachsen ist dieser Tag zum Scheuern der Zimmer bestimmt, und die scheuerlustige Frau ruft ihrem, über das Scheuern unlustigen Ehemann zu: „De Sonnabend gehört de Feu, den Wed dem Mann! (Der Sonnabend gehört der Frau, die Woche dem Manne.)“

Das Gebet

Ich steh' vorm Feind, im Arme das Gewehr
Und kämpfe einen Kampf gar hart und schwer.
Mir ist es oft, als müßt ich unterliegen,
Und möchte doch so gerne, gerne siegen.
Da fallen sich die Hände zum Gebet —
Und was ich lange nicht gekonnt, es geht:
Die Lippen öffnen leis, ganz leis sich wieder,
Es zwingt mich mächtig auf die Knie nieder.
Einsam, auf stolzer Wacht im Feindesland
Umfängt mich ein Gefühl, nie so gekannt.
In meine Seele Frieden zieht und Ruh —
Still rauscht ihr Lied die Dürthe nur dazu.
Und über mir in tiefem Schweigen hier
Der Himmel steht mit seiner Sterne Hier.
Langsam, ein neuer Mensch, erhebt' ich mich
Und bete noch einmal ganz still für mich.
So fand ich denn im fernen Feindesland,
Als ich auf stiller Wache einsam stand,
Dich, meinen alten Herrgott, endlich wieder
Und lasse nun Dich niemals, niemals wieder!

Paul Kobl, in „Völler Kriegszeitung“.

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer unbenutzt bei Seite.